

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 236. Bromberg, den 12. Oktober 1930.

Susannes Revolution.

Eine untragische Geschichte

von Margaret Laube.

5. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Sie hat die Hände ineinanderverkrampft und sieht sehr unglücklich aus. In Larassée spannen sich alle Nerven. Nie war sie haltloser. Nie war es leichter, sie herüberzureißen.

„Es gibt ja Auswege, Suzanne, — — es gibt die Liebe, den Mann, den Sie lieben, es gibt so wundervolle Auswege . . .“ Er zieht sie sanft in die Umhüllung der Felle zurück, schiebt sie ihr hoch über die Arme, die er ihr wie einem Kind unter das Schaffell auf den Schoß legt, sie wehrt sich nicht

Sie schließt die Augen und lehnt sich zurück.

Sie sind beim Rondell in den engen Fahrweg eingebogen. Zu beiden Seiten richten sich vermummte Gestalten auf: Mönche, Nonnen, Elefanten, Saurier, — daneben kriechen am Boden kleine, rundrückige Tiere. Die verschneiten Tannen beugen sich bis zur Erde in grotesker Gestalt. Hinter ihnen holt ein Schlitten auf.

Er geht vorsichtig vorbei, legt sich hart an den Graben, drinnen in den Fellen ist ein ängstliches Gelächter, eine tiefe Stimme beruhigt, dann fassen die Kufen wieder die Mitte des Weges. Die Schlittenglocken werden immer schwächer

Der Wald hat keinen anderen Laut als das Surren der Kufen im Schnee und das dünne Klingeln der Schellen. Susanne bewegt ihre Schultern und Arme. Sie trifft dabei auf Larassées Hände, die dicht bei ihr sind. Die Gestalt des Kutschers ragt bewegungslos vor ihnen auf. Die Pferdeköpfe nicken in der Arbeit des Aufstiegs. Zwischen den von Schnee umkrusteten Tannen dämmert weit hinten ein letzter, kaum sichtbarer Lichtschimmer des vergangenen Tages.

Unter dem Schaffell haben sich Susannes und Larassées Hände verschlungen. Es wird ein kurzer Waffenstillstand. Die Nacht, der stumme Wald überlistet Susanne. Kälte und Stille schaffen eine fremde, unheimliche Weite um sie her. Der Schlitten ist das einzige darin, das warm und bekannt ist. Und ihre Hände. Sie halten sich fest. Und dann drängen sich auch ihre Gesichter aneinander.

„Susanne . . .“

„Ja, ja — sprich nicht —“

Vor ihren geschlossenen Augen saust noch einmal die blanke Eiswand vorbei, sie hält sich an Larassée verkrampft wie an jenem Bobrenntag, als er sie einschmuggelte in die Berliner Mannschaft. Sie lag hinter ihm, unkenntlich als Frau, in der grünweißen Uniform des Klubs. Sie kamen aus dem Wald und mußten stark bremsen, der Schnee stiebte als Wolke neben ihnen, auf einmal waren sie in der Kurve und gingen hoch oben, keine dreißig Zentimeter vom Rand, entlang. Da war sie ebenso allein mit ihm wie jetzt. Stimmen brüllten, verhallten hinter ihnen — das Leben lief hundertfach heiß durch sie hindurch — im selben Takt wie durch seinen Leib, den sie umklammert hielt — —

Nun spricht er schon wieder. Kann er ihr den kurzen Rausch nicht lassen? Sie hat doch nichts weiter als den Rausch. Sie ist ja ärmer als der ärmste Schlucker, der doch wenigstens Hoffnungen hat . . . Worauf soll sie hoffen? Auf einen neuen Betrug? Sie wird ja doch überall betrogen — —

„Susanne, wenn du nur ein Wort sagst: ich fahre nicht, ich kann meinen Plan ändern —“

Sie löst ihren Hals von der Wärme seines Armes. „Du sollst nicht sprechen! Fühlst du nicht, wie du alles zerstörst? Warum sprichst du?“

Ihre Stimme ist erloschen und weich. Sie hat seinen Kopf gegen ihre Brust gedrückt, seine Lippen liegen jetzt auf ihrem Handgelenk. Sie nimmt mit den Zähnen die Kappe von seinem Haar und drückt ihren Mund auf den krausen Wirbel. Ihre Finger streicheln sein festes, schmales Gesicht. Nur noch einen Augenblick . . . Dann weiß sie wieder, daß Albert Larassée, obschon er sein Diplom in der Tasche hat und irgendwo Maschinen konstruieren könnte, es vorzieht, von der Affenliebe einer älteren Schwester zu profitieren, sich in der Welt herumzutreiben und sich selbst über alles zu lieben: ohne viel Worte ein kleiner Lump, der sich eines Tages seine Rechnung von einer Frau begleichen läßt.

Der Augenblick ist vorbei. Sie kann den Rausch nicht halten. Alle ihre messerscharfen Hilfstruppen sind wieder da. Ihre Lippen fallen müde auseinander.

Sie nimmt seine Kappe und zieht sie ihm über den Kopf. Dann löst sie seine Finger, die wieder ihre Hände suchen, und schiebt sie fort. Er ist im selben Moment wach und nüchtern.

„Du liebst mich ja, Susanne.“

Sie biegt mit den Händen, die vor Kälte und Erregung zu zittern anfangen, ihren Fellkragen am Halse zusammen. Dann setzt sie einmal vergebens an. Endlich sagt sie heiser:

„Reisen Sie, Larassée!“

„Aber du liebst mich ja. Du weißt es selbst.“

„Sie sollen trotzdem reisen.“

Larassée hat sich kaum in der Gewalt. „Wollen Sie mir die Frage nach dem Warum erlauben, Susanne?“

„Nein, Albert. Die erlaube ich Ihnen nicht.“

Die Pferde fangen an zu traben. Der Weg senkt sich zur Schmücke herunter. Soll sie ihm sagen, daß sie sich an keinen kleinen Lumpen wegwerfen will? Sie fühlt, wie seine harte Faust ihre Hand zusammendrückt. Ein verzweifelter Zorn treibt Wellen in ihr hoch.

„Sie sind kein Weib. Sie können sich keinen Augenblick selbst vergessen. Sie sind kalt, Suzanne. Soll ich Ihnen sagen —“

„Nein!“ Sie schreit so scharf auf, daß der Kutscher sich erschrocken umdreht. Larassée muß ihm zuwinken. Das Gasthaus wirft schon gelben Lichtschein durch die Tannen.

Susanne schluchzt. Er erschrickt, aber er spricht kein Wort zu ihr. Langsam läßt er ihre Hand los. Sie ist

hysterisch. Und er ein Narr, sich für mehr als ein Spielzeug zu halten. Dieses Weinen gilt ihm nichts.

Der Schlitten biegt auf den freien Platz vor dem Gasthaus ein. Susanne hat schon die Felle zurückgestoßen und springt heraus. Es ist viel schwerer als sie denkt, hier stehen zu bleiben und alle diese Menschen auf sich zukommen zu lassen. Aus der geöffneten Tür bricht Wärme und das grelle Licht unverhüllter elektrischer Birnen. Der Schlittenzug wächst wie ein Heerwurm.

„Susanne, da bist du ja! Sichere uns einen Platz!" Nun kommt Mama auch noch. Sie nickt hastig. In dem engen Eingang ist ein ununterbrochenes Gedränge. Vor ihr schieben sich die Flieger mit den Schwestern Borchard. Nur nicht die jetzt ertragen müssen!

Aber sie kann dem Gelächter nicht entgehen. Nicht nur die Borchardmädchen lachen sinnlos. Drinnen in dem überhitzten Raum schwirrt es von Lärm und Gelächter. Sie hört einen Sektpfropfen knallen. Die Kellner schleppen beständig parfümierte Pelze beiseite. In einem tiefen roten Ecksofa ist noch Platz. Sie hält den Arm hoch. Endlich sieht sie die Gräfin sich durch die Tische winden. Jemand ruft ihren Namen, sie dreht den Kopf nicht. Sie winkt heftiger: dann sitzen ihre Mutter und die alte Dame im Sofa. Larassée ist auch wieder da. Sie sieht ihn an und lächelt ironisch. „Tun Sie sich keinen Zwang an, Larassée."

„Ihre Geringschätzung geht sehr weit, Suzanne."

„Nein!" ruft sie durch den Lärm. Er kann es nicht verstehen, aber er kann es von ihrem Mund ablesen. Sie lächelt noch immer. Schon will er einen Umschlag ihrer Laune feststellen, da wird ihr Blick, der herumgewandert ist, scharf und aufmerksam.

Sie murmelt eine Entschuldigung und windet sich rasch durch den Gang. Drüben in der Ecke, von dem Ofenschirm fast versteckt, bleibt sie an einem Tisch stehen.

„Nett, daß wir uns wiedertreffen! Nein, wirklich, ich freue mich, Fräulein Vera. Guten Tag, Jochanaan! Darf ich bei Ihnen sitzen? Da ist ja noch ein Stuhl. Sind Sie schon lange hier?"

Vera nimmt ihre Handschuhe von dem freien Stuhl. Als Susanne sich hingesetzt hat, hebt sie ihr stilles Gesicht. „Wir feiern Abschied vom Wald, von den Ferien. Wir müssen morgen fahren."

„Haben Sie einen Schlitten draußen?"

„Nein. Wir sind auf Schi. Eine Nachttour. Jo konnte nicht genug bekommen."

„Natürlich. Schieb es auf Jo", brummt Kohlschreiber gemütlich. Es scheint, daß die beiden schon gehen wollen, denn jetzt kommt ein Kellner und Jo bezahlt.

„Gehen Sie noch nicht!" bittet Susanne.

„Wir sind schon sehr lange hier, Fräulein Vandenberg." Vera sieht verstohlen Jo an, er gibt ihr keine Antwort. „Es ist Zeit, daß wir gehen."

Susanne greift nach Veras Arm. „Tun Sie mir den Gefallen und bleiben Sie noch eine halbe Stunde! Dann fährt unser Schlitten. Wir rücken zusammen. Ach, natürlich geht es!"

Jo schneidet eines seiner halbseitigen Gesichter. „Ich denke nicht daran, mich in einem Schlitten hinziehen zu lassen, Prinzessin Salomé. Wenn Vera will, gerne. Sie ist seit vier Stunden auf den Brettern. Aber ich möchte auf den Troß verzichten."

„Sie sind beurlaubt." Susanne liegt jetzt an Männern gar nichts. Aber an der Kleinen, Blassen liegt ihr etwas. Sie will nicht mit Larassée zurückfahren, allein im Schlitten. „Sie werden mir doch keinen Korb geben, Fräulein Bach. Zumal ich Sie kaum wieder treffen werde, wenn Sie morgen heimreisen. Und jetzt trinken wir vorerst einmal etwas Warmes. Sie müssen mein Gast sein! Herr Kohlschreiber, bestellen Sie Mokka und Steinhäger. Für drei. Oder wollen Sie etwas anderes?"

Vera macht ihr verschlossenes Gesicht. Nein, sie will nichts anderes. Sie will überhaupt nichts haben. Aber es ist zwecklos, das diesem Fräulein Vandenberg zu erklären. Die versteht vermutlich nicht, was es heißt, gerade noch das Fahrgeld und einen Fünfmarkschein in der Tasche zu haben und sich dann einladen lassen zu müssen von fremden Leuten. Sie findet keine Hilfe bei Jo. Er sieht leichtsinnig aus. Sie hat ja Geld genug, Spatz! steht in seinem Blick. Er nimmt das Leben leicht, Jo. Er hält schon den vorüberrennenden Kellner an und holt von seinem Tablett, ohne auf einen Protest zu hören, zwei Portionen Kaffee und drei leere Tassen herunter. Er schiebt die Tassen vergnügt über den Tisch.

„Bravo, Jochanaan. Sie sind brauchbar! Versorgen Sie vor allem den Spatz. Der sperrt sich noch immer." Susanne häuft von dem Stachelbeerkuchen auf Veras Teller. „Es schmeckt doch famos im Wald mitten in der Nacht."

„Es scheint Ihnen immer famos zu schmecken, Prinzessin."

„Ja. Komisch. Immer wenn ich Sie treffe, dann muß ich essen. — — Erklären Sie den Zusammenhang, Dichter!"

Jo holt mit der Hand aus. Sein Gesicht vibriert. „Wahrscheinlich verdrängte Komplexe — in uns, die auf Sie hinüberwirken. Nicht wörtlich zu nehmen natürlich, mit Erlaubnis zu melden, wir essen uns immer satt! Aber im allgemeinen: Lebensappetit, mehr Verbrauch an Wünschen und Hoffen!"

Vera will abschwächen. Es widerstrebt ihr, einer Fremden so viel von sich preisgeben zu sehen. Sie sieht Jo flehend an. Aber Susanne wehrt ihr ungeduldig. „Sie haben starke Wünsche und Sehnsüchte, Herr Kohlschreiber. Wie kommt man zu starken Wünschen? Ich habe nur schwächliche Empfindungen, daß ich etwas ändern möchte. — Unglaublich, wie viel ich Sie fragen möchte!"

Jo betrachtet Susanne aufmerksam. „Hüten Sie sich vor Wünschen, Fräulein Vandenberg. Zuweilen fressen sie uns auf."

„Ich habe nur einen Wunsch: nicht vor Langeweile verrückt zu werden", sagt Susanne mit wilder und rauher Stimme.

Jo lacht mit einem Auge. „Dagegen gibt es ja Mittel genug: arbeiten Sie."

Susannes Hände zucken in ihrem Schoß. „Das sagen Sie so einfach: arbeiten. Ich habe keine Talente."

„Ach so: Sie meinen, ein bißchen Malen oder Klavierspielen oder Lyrik vortragen. Ich meine Arbeit."

Vera hat ihre verschiedenen Hemmungen überwunden. Sie hebt ihr kleines ernsthaftes Gesicht. „Morgen übernehme ich meine Abteilung wieder. Ich habe eine schlechte Vertretung gehabt in diesen zwei Wochen. Morgen bringe ich wieder Ordnung in die Geschichte. — Ich fahre eigentlich ganz gern ab."

„Sie? Die so schwärmen vom Wald? Wie ist es möglich? Was ist das für eine Abteilung, die Sie übernehmen?"

„Meine Kabelabteilung. Englische Telegramme. Ich habe sie selbst errichtet. Die Codes mit entworfen. Ich verbessere beständig daran. — — Dazu gehört kein Talent."

Jo sieht neidvoll zu ihr herüber. „Fräulein Bach ist ein seltsam glückliches Wesen, Prinzessin. Sie kann vorliebnehmen. Nehmen wir an, sie lebte auch lieber anders — gesunder, ungebundener, im Häuslichen oder Künstlerischen: glauben Sie, daß sie es zugibt? Sie macht uns alle glauben, daß englische Telegramme über Reis oder Leinsaat das Ende aller ihrer Wünsche sind."

„Ein so starker Charakter sind Sie?" Susanne durchforscht das kleine Knabengesicht, in dem Willensstärke sich nur in seiner strengen Verschlossenheit ausdrücken kann. Denn die Züge sind die eines geduldigen Kindes.

Vera schüttelt lächelnd den Kopf. „Wie du übertreibst, Jo. Nicht der Reis und die Leinsaat- das Gefühl ist es, daß etwas Notwendiges getan wird und richtig getan wird. Daß ein paar Hieroglyphen über einen Draht laufen — oder auf einer Welle, und daß infolgedessen zwei Monate später auf der „Oxfordshire" oder „Lancastershire" fünfzehn Zentner Patnareis hier im Hafen einlaufen, die wir brauchen zur Volksernährung. Verstehst du das nicht?"

Sie spricht nur zu Jo, Susanne hat sie vergessen. Es ist der klaffende Spalt zwischen ihr und Jo, diese Bejahung ihrer dienenden Arbeit, in der er nur das Dienen und den ethischen Zweck nicht erblicken will. Aber Susanne drängt sich zwischen sie.

(Fortsetzung folgt.)

Der Zug des Kalander Khan.

Skizze von **Walter Oertel**, Frankfurt-Main.

Es war in der Zeit, in der die weiten Ebenen Sibiriens und der Mongolei von den Zuckungen des Bürgerkrieges in seiner fürchterlichsten Form erschüttert wurden. Durch die weite Chulyma-Steppe, auf dem Wege nach Minusinsk trabte ein langer Reiterzug, Kavallerie der Sowjettruppen, die in einigen Dörfern versteckte Offiziere und Soldaten der zersprengten Truppen des Generals von Ungern-Sternberg aufgespürt hatten.

An der Spitze des Zuges ritt Wladimir Stepanowitsch, der Volkskommissar, der diese Suche geleitet hatte, ein Mann ausgangs der vierziger Jahre, von riesenhaftem Wuchse, mit einem finsteren, verschlossenen Gesichte. Ein Fanatiker, der unbedingt alles für richtig befand, was die Zentrale in Irkutsk befahl, und der rücksichtslos auch die härtesten Befehle ausführte. Aus diesem Grunde stand Wladimir Stepanowitsch bei den Leitern der bolschewistischen Zentrale in hoher Gunst, um so mehr als ihn Reichtum und äußere Ehren gänzlich kalt ließen.

Jetzt hob er die Hand, und die müden Pferde fielen in Schritt. „Es wird Zeit, daß wir uns nach einem geeigneten Platze zum Lagern umsehen", wandte er sich an den Rittmeister Kuljakoff, den Befehlshaber der Schwadron.

Dieser nickte.

„Die Pferde sind müde, und die Dunkelheit muß bald hereinbrechen. Ich denke, wir lagern an dem Hügel dort, der sich vor uns erhebt."

Bei diesen Worten hob ein alter Unteroffizier, ein Abakan-Tatar, den Kopf. „Lagere nicht dort, Wladimir Stepanowitsch, es bringt Unglück, an jenem Hügel zu rasten."

Wladimir Stepanowitsch lachte. „Was willst du mir da für Märchen erzählen? Was ist mit dem Hügel los?"

„Jener Hügel" erwiderte der alte Tatar, „birgt das Grabmal des Kalander Khan, eines Feldherrn des großen Dschingis Khan. In dieser Gegend soll einstmals eine große Schlacht stattgefunden haben, in der Kalander Khan getötet wurde. Der große Dschingis Khan errichtete ihm ein Grabmal, dessen Ruinen noch heute zu sehen sind."

„Nun, da ist doch weiter nichts dabei", bemerkte ungeduldig der Volkskommissar.

„Höre mich zu Ende!" fuhr der Tatar fort. „Seit jenem Tage hat man schon oftmals in mondhellen Nächten einen langen Zug bemerkt, der auf das Grabmal zukam und in diesem verschwand. Es ist Kalander Khan mit allen denen, die in dieser Schlacht getötet wurden. Es hat aber auch Leute gegeben, die sagten, daß sie in diesem Zuge Gestalten von Personen bemerkt hätten, die erst seit kurzem gestorben waren."

„Und warum sagst du, es hat Leute gegeben?" fragte Wladimir Stepanowitsch.

„Weil keiner von ihnen mehr lebt", erwiderte der Tatar. „Alle, die den Zug des Kalander Khan gesehen hatten, starben nach kurzer Zeit eines gewaltsamen Todes."

„Altweibergewäsch", knurrte der Volkskommissar. Er wandte sich an den Rittmeister und befahl kurz: „Wir lagern am Denkmal des Kalander Khan."

Die Nacht war hereingebrochen. Die Lagerfeuer flammten, die Halfterketten der Pferde klirrten, und von den Feuern klang das Schwatzen der Soldaten. Langsam stieg der Mond empor und übergoß mit seinem kalten, klaren Lichte das Kavallerielager und das Grabmal des Kalander Khan, das in einiger Entfernung von dem Rastplatze lag.

Wladimir Stepanowitsch hatte, mit seinen Gedanken beschäftigt, am Feuer der Offiziere gesessen. Er sprach niemals viel, aber an diesem Abend war er besonders schweigsam gewesen. Jetzt erhob er sich, klopfte seine Pfeife aus und knöpfte den Mantel zu, um seinen gewohnten Revisionsgang bei den Wachen vorzunehmen.

Als er sich dem letzten Posten näherte, der etwa hundert Meter vom Grabmal des Kalander Khan entfernt stand, blieb Wladimir Stepanowitsch plötzlich stehen.

Dort, durch die Steppe, kam ein langer Reiterzug auf das Grabmal des tatarischen Feldherrn zu. Wladimir Stepanowitsch versuchte nach dem Revolver zu fassen, aber seine Glieder waren wie gelähmt. Er versuchte zu rufen, aber seine Stimme versagte ihm den Dienst. Er versuchte dem Lager zuzulaufen, aber die Füße waren wie an den Boden geheftet.

Immer näher kam der Zug. Voran ritt ein Mann in prächtigem Goldhelm auf einem herrlichen Rappen. Die weite alttatarische Gewandung glitzerte im Mondlicht von kostbaren Stickereien und Edelsteinen. Dann hielt er und ließ den Zug an sich vorüberreiten. Endlos erschien Wladimir Stepanowitsch die Zeit, die dieser Vorbeizug dauerte. Zuerst kamen Reiter aus den Kriegen der alten Tataren, dann tauchten immer neuere Gewandungen auf, und jetzt glaubte der Volkskommissar auch bekannte Gesichter zu erblicken. Das war doch der Oberst von der weißen Armee Koltschak, den er in Urianhai erschießen ließ; jetzt kamen die Gegenrevolutionäre, die er in Kobdo, am Kosogol-See, in Zaganluk, in Ulankom und an so vielen anderen Orten dem Tode überliefert hatte. Sie alle ritten an ihm vorüber, ohne ihn jedoch zu beachten. Endlich war der letzte des Zuges im Grabmal verschwunden. Jetzt wandte der tatarische Feldherr sich im Sattel um. Sein Blick fiel voll auf den Volkskommissar. Kalander Khan hob den Arm, als ob er ihm winken wollte, dann war auch er in dem Grabmal verschwunden.

Wladimir Stepanowitsch fühlte, wie sich allmählich der Krampf löste, der seine Glieder gefangen hielt. Sein Atem ging röchelnd und stoßweise. Er fand die Herrschaft über sich selbst wieder. Er stürzte zu dem Posten. „Hast du den Zug gesehen?"

„Welchen Zug?" fragte der Soldat erstaunt.

„Nun, die Reiter, die hier vorübergeritten sind. Warum hast du nicht Alarm geschlagen? Es muß doch Stunden gedauert haben, bis sie alle vorbei waren."

Der Posten sah den Volkskommissar an, mit einem Blick, als wenn er an seinem Verstande zweifelte. „Hier ist nicht e i n Reiter vorübergekommen. Alles war still und ruhig."

Der Volkskommissar schüttelte den Kopf, dann ging er nach dem Lager zurück. Sein ganzer Rundgang hatte noch nicht eine halbe Stunde gedauert.

Am nächsten Morgen sahen die Leute mit sonderbaren Blicken auf Wladimir Stepanowitsch. Der Posten hatte seinen Kameraden von dem aufgeregten Wesen und dem sonderbaren Fragen des Volkskommissars erzählt.

„Er hat den Zug des Kalander Khan gesehen", raunten sie sich zu.

Wie immer setzte sich Wladimir Stepanowitsch an die Spitze des Zuges. Er war wieder Herr seiner Nerven und hatte die Eindrücke der Nacht überwunden. Keine Muskel zuckte in seinem Gesicht, als er den Befehl zum Abmarsch gab.

Dicht vor Minusinsk liegt ein Hügel, der das umliegende Gelände überhöht. Auf ihm hielten zwei Reiter. Beide hatten das Gewehr vor sich im Sattel liegen.

„Er kommt", sagte der eine, indem er das Feldglas absetzte, mit dem er gespannt die Straße beobachtet hatte.

Der andere nickte.

Als sich der Zug bis auf etwa zweihundert Meter genähert hatte, rief eine scharfe Stimme: „Schau her, Wladimir Stepanowitsch!"

Der Volkskommissar wandte sein Gesicht erstaunt der Stelle zu, von welcher dieser Ruf erklungen war. Er hatte die beiden Reiter auf dem Hügel wohl bemerkt, sie aber nicht weiter beachtet, weil er sie für Soldaten der Sowjetarmee hielt, die in Erfüllung eines Dienstauftrages begriffen waren.

Im nächsten Augenblick fielen zwei Schüsse in einem Klang zusammen. Tödlich getroffen schwankte der Volkskommissar im Sattel. Der alte Unteroffizier, der Tatar, fing ihn auf.

„Der Zug des Kalander Khan", flüsterte er mit bebenden Lippen.

Nach wenigen Minuten gab Wladimir Stepanowitsch seinen Geist auf. Die sofort eingeleitete Verfolgung war ergebnislos. Die wegelose Taiga hatte die Rächer in ihren Schutz genommen.



Bunte Chronik



* **Versicherung gegen den Tod des Königs von England.** England ist das Land der sonderbaren Versicherungen. Als König Georg vor einigen Jahren ernstlich krank war, und das englische Volk in banger Spannung die Todesnachricht erwartete, gab es Geschäftsleute, für die der Tod des Königs einen harten Schlag bedeuten konnte. Das waren Mode- und Manufakturhändler. Sie hatten sich nämlich noch zu einer Zeit, da die Gesundheit des Monarchen nichts zu wünschen übrig ließ, mit Modellen, Stoffen und anderen Modesachen für die kommende Saison reichlich eingedeckt. Was nun, wenn der Tod des Königs das ganze britische Weltreich in Trauer versetzte? Schreckliche Verluste drohten allen Firmen in der Modebranche. Denn der ganze Warenvorrat wäre wertlos geworden. Ein Damoklesschwert schwebte über den Häuptern der Herren Modekönige. In dieser Situation erschien die Lloyds-Versicherung als rettender Engel. Sie erbat sich, die Modefirmen vor eventuellen Verlusten zu schützen. Sollte der König wirklich das Zeitliche segnen, so verpflichtete sich die Gesellschaft, alle dadurch entstandenen Unkosten zu decken. Der König genas aber von seiner schweren Krankheit, und die Versicherungsgesellschaft hatte dabei ein gutes Geschäft gemacht. Aber auch die Geschäftsleute, die hohe Prämien bezahlen mußten, waren nicht unzufrieden, denn sie fühlten sich durch die Versicherung gedeckt, und das will für einen Geschäftsmann viel bedeuten. Neben dieser originellen Versicherung erscheint die in England verbreitete Versicherung gegen Zwillinge nicht einmal so originell. Die Zwillings-Versicherung hat nämlich den Zweck, einen Familienvater vor diesem kostspieligen Ereignis zu schützen. Da ein englischer Gelehrter vor kurzem die Behauptung aufgestellt hat, das Zwillingsgeburten nach dem Kriege eine normale Erscheinung seien, ist es kein Wunder, daß zahlreiche Engländer sich gegen solchen Familienzuwachs versichern.

* **Wo Ziegen auf die Bäume klettern.** In einem alten Buche von Sir Joseph Hooker, „Tagebuch einer Marokkoreise", berichtete er auch darüber, daß dort Ziegen auf Bäume kletterten und belegte die Behauptung durch einen alten Stahlstich. Man setzte aber doch starke Zweifel in diese Angaben, die nach neuerer Forschung jedoch zutreffend sind. Der bekannte Botaniker David Fairchild hat selber auf Bäumen weidende Ziegen gesehen und im Bilde festgehalten. Die Ziegen suchen mit Vorliebe Argan-Bäume aus, wacholderähnliche Bäume von sehr starkem Wuchs. Fairchild stellte fest, daß die obere Seite der Äste durch den ständigen Besuch von Ziegen so stark abgeschliffen war, daß die Ziegen sogar nur auf den Hinterbeinen stehend fressen konnten. Er beobachtete auch Sprünge der Ziegen von einem Ast zum anderen.

* **Diebstahl ist kein Scheidungsgrund.** Dieser Tage stand eine Frau vor dem Ehescheidungsgericht in London und verlangte die Scheidung von ihrem Manne, der im Gefängnis wegen Diebstahls saß. Die scheidungslustige Frau erklärte, mit einem Dieb nicht verheiratet sein zu wollen. Der Scheidungsrichter erwiderte ihr aber: „Sie haben Ihrem Mann versprochen, mit ihm Gutes und Böses zu teilen. Daß er zu einem Dieb geworden ist, scheint mir allerdings eine böse Geschichte zu sein, aber deshalb können Sie trotzdem nicht die Scheidung verlangen." Die Frau führte weiter an, daß ihr Mann nicht nur ein Dieb, sondern auch ein Trinker sei. Dieses Argument hatte auf den Richter eine stärkere Wirkung. „Das ist etwas anderes. Trunksucht ist ein Scheidungsgrund, und Sie erhalten die Scheidung, aber nur, weil Ihr Mann trinkt, und nicht, weil er ein Dieb ist."



Lustige Rundschau



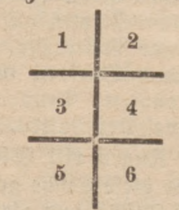
* **Verwandtschaft.** Eines Abends zu vorgerückter Stunde beichtete mir Artur: „Ich bringe beim besten Willen keine verwandtschaftlichen Gefühle auf für meine Vettern und Basen. Denn sieh: Ich kenne die Leute kaum — warum sollte ich sie da hassen?"



Rätsel-Ecke



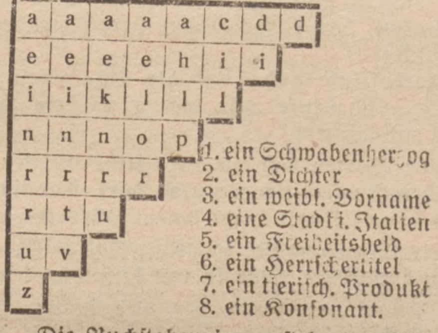
Kreuz-Silben-Rätsel.



1+2 = Raubvogel
1+4 = Dichter
3+6 = Göttin
3+4 = Dichter
5+6 = Mitglied eines Volksstammes
1+5 = heiße Quelle
2+6 = Nachlaß.

*

Harfen-Rätsel.

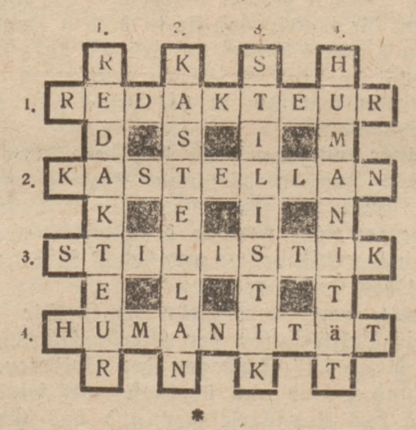


Die Buchstaben in vorstehender Abbildung sind so anzuordnen, daß die wagerechten Reihen Wörter ergeben, die oben näher bezeichnet sind. Bei richtiger Lösung gibt die erste Querreihe im Verein mit der ersten Längsreihe, erstere von links nach rechts, letztere von oben nach unten gelesen, Vor- und Zunamen eines berühmten Komponisten bekannt.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 230.

Gitter-Rätsel:



*

Spitzen-Rätsel:

F a l l e n d e s L a u b
r a i i a a l a e d h o
i l e n l t r t n u e r m
t z d d e t m e d t r b
z e e s r e e e
r t n
a
d
t

= Fallendes Laub.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.